

2 Generationenbeziehungen und Geschlecht: Zentrale Begriffe

Menschen werden in Familien hineingeboren, wachsen in Familien auf und pflegen in der Regel auch im Erwachsenenalter Kontakte zu ihren Eltern und Geschwistern. Eltern und Kinder leben heute im Durchschnitt mehr als ein halbes Jahrhundert gleichzeitig und oft findet ein grösserer Teil der gemeinsamen Lebenszeit im Erwachsenenalter statt (Lauterbach 2004: 94f). Neben regelmässigen Kontakten und gemeinsamen Aktivitäten zeichnen sich Beziehungen von erwachsenen Kindern zu ihren Eltern aber auch durch vielfältige Unterstützungsleistungen aus. Eltern helfen ihren erwachsenen Kindern bei Haushaltsarbeiten wie Reparaturen oder Gartenarbeit, und - wenn die Kinder bereits selber Eltern sind - bei der Kinderbetreuung. Umgekehrt unterstützen Kinder ihre Eltern, wenn diese pflegebedürftig werden. Oft werden Hilfeleistungen in der Familie aber scheinbar selbstverständlich von Frauen übernommen. Diese Geschlechterunterschiede in der zeitlichen Unterstützung zwischen erwachsenen Familiengenerationen stehen im Zentrum dieser Arbeit.

In diesem Kapitel werden zunächst die Begriffe Generation und Generationenbeziehungen erläutert und Ansätze zur Beschreibung intergenerationaler Beziehungen vorgestellt (Abschnitt 2.1). Diese Ansätze erlauben es, verschiedene Formen familialer Solidarität zu unterscheiden und zeitliche Unterstützungsleistungen als Ausdruck intergenerationaler Solidarität zu verorten. Zudem setzen sie zeitliche Solidarität mit anderen Formen intergenerationaler Solidarität in Verbindung. In einem weiteren Schritt werden die für diese Arbeit relevanten Unterstützungsarten (praktische Hilfe, Enkelbetreuung, körperliche Pflege) vorgestellt und definiert (Abschnitt 2.2).

In einem letzten Teil schliesslich steht der Begriff ‚Geschlecht‘ im Fokus. Dabei wird das der Arbeit zugrunde liegende Verständnis von Geschlecht bzw. Gender erläutert sowie die Geschlechtsspezifik von Generationenbeziehungen thematisiert (Abschnitt 2.3).

2.1 Generationen, Solidarität, Unterstützung

Wird in der Familiensoziologie von Generationenbeziehungen gesprochen, sind damit in der Regel Beziehungen zwischen erwachsenen Menschen und ihren Kindern, Enkelkindern, Eltern, Gross- oder Urgrosseltern gemeint. Der Begriff ‚Generation‘ bezieht sich dabei auf unterschiedliche Glieder einer Abstammungslinie und wird daher auch ‚genealogisch-familienbezogener Generationenbegriff‘ genannt (Höpflinger 1999: 6). Er ist zu unterscheiden von gesellschaftlichen Generationenbegriffen, die Generationen als Gruppierungen mit kulturellen oder sozialen Gemeinsamkeiten als Folge gemeinsamer Erfahrungen konzipieren (Szydlík 2000: 20f). Gesellschaftliche Generationenbegriffe sind auf Makroebene anzusiedeln, während der für diese Arbeit relevante familienbezogene Generationenbegriff sich auf die Mikroebene bezieht. Familiäre Generationenbeziehungen beschreiben demnach Interaktionen zwischen Familienmitgliedern unterschiedlicher Generationen, etwa Interaktionen zwischen Eltern und Kindern oder Enkelkindern (Höpflinger 1999: 15f).

Die Mitglieder der unterschiedlichen familialen Generationen leben in der Schweiz und anderen westlichen Gesellschaften heute vorwiegend in getrennten, aber geographisch nahe beieinander liegenden Haushalten (Fux 2005; Litwak 1960). Grund hierfür ist die verbesserte wirtschaftliche Lage vieler Familien sowie die veränderten Wohnbedingungen (Nave-Herz 1998: 31). Gerade noch 3% aller Rentnerinnen und Rentner lebten in der Schweiz lebten im Jahr 2000 in Mehrgenerationenhaushalten. Dies bedeutet auch, dass heute nur noch wenige Kinder im selben Haushalt wie ihre Grosseltern aufwachsen (2%) (Fux 2005: 61ff). Bertram (2002: 517ff) spricht in diesem Zusammenhang von der Ablösung der neolokalen Kernfamilie durch die multilokale Mehrgenerationenfamilie. Für eine zunehmende Anzahl von Menschen bildet nicht mehr die in einem Haushalt lebende traditionelle Kleinfamilie (bestehend aus Vater, Mutter und Kindern) den zentralen Lebenszusammenhang, sondern die ausserhalb des Haushalts lebenden erwachsenen Kinder, Enkelkinder oder Eltern. Aufgrund der zunehmenden Langlebigkeit sowie der geringeren Kinderzahl pro Person erfahren intergenerationelle Beziehungen einen Bedeutungszuwachs. Eltern und Kinder teilen heute durchschnittlich 50 bis 60 Jahre ihrer Lebenszeit, und auch Drei- und Viergenerationenfamilien sind heute keine Seltenheit mehr (Bengtson 2001; Lauterbach 1995, für die Schweiz siehe Höpflinger 1999). Die Möglichkeiten und Notwendigkeiten für Beziehungen zwischen den Generationen haben sich somit stark erhöht. Die abnehmende Anzahl Mitglieder horizontaler familialer Generationen dürfte zudem die vertikalen Generationenbeziehungen intensivieren (Bengtson 2001: 5, Bengtson, Rosenthal und Burton 1990: 264).

In der Literatur haben sich zur Beschreibung der Beziehungen zwischen Familienmitgliedern unterschiedlicher Generationen zwei bedeutende Ansätze heraus-

gebildet: Die Theorie intergenerationeller Solidarität von Bengtson und Kollegen (Bengtson und Roberts 1991; Mangen et al. 1988; McChesney Kay Young und Bengtson 1988) und die Theorie intergenerationeller Ambivalenz von Lüscher und Kollegen, die als Kritik an der Theorie intergenerationeller Solidarität¹ zu verstehen ist (Lüscher 2005; Lüscher und Pillemer 1998).

Die Theorie intergenerationeller Solidarität

Bengtson und Kollegen konzipieren familiäre Generationensolidarität als komplexes, mehrschichtiges Konstrukt, das sich aus sechs Solidaritätsdimensionen zusammensetzt: Assoziativer, affektiver, konsensueller, funktionaler, normativer und struktureller Solidarität (Bengtson et al. 1990; Bengtson und Roberts 1991; Mangen et al. 1988). *Assoziative* Generationensolidarität bezieht sich auf die Art und das Ausmass gemeinsamer Aktivitäten von Eltern und erwachsenen Kindern oder Enkelkindern, also beispielsweise gemeinsame Gespräche, Unternehmungen und Besuche. Die emotionale Bewertung der Beziehung und damit die Art und das Ausmass positiver Gefühle gegenüber den erwachsenen Kindern oder umgekehrt den Eltern stellt die *affektive* Solidaritätsdimension dar. *Konsensuelle* Solidarität manifestiert sich in geteilten Wertvorstellungen und Ansichten der Familienmitglieder. Hilfe- und Unterstützungsleistungen zwischen Familienmitgliedern unterschiedlicher Generationen werden als *funktionale* Generationensolidarität beschrieben. Dazu zählen erstens emotionale oder kognitive Unterstützungsleistungen, zweitens das Geben und Nehmen von Geld und Wohnraum, und drittens zeitliche Hilfeleistungen wie Hilfe im Haushalt, Enkelbetreuung und Pflege. Darüber hinaus zählen finanzielle Transfers und das zur Verfügungstellen von Wohnraum als funktionale Generationensolidarität. Weiter identifizieren Bengtson und Kollegen die *normative* Solidaritätsdimension, die Verpflichtungsgefühle einzelner Familienmitglieder gegenüber ihren Eltern oder erwachsenen Kindern umfasst. Mit *struktureller* Solidarität schliesslich sind Opportunitätsstrukturen für intergenerationelle Solidarität gemeint, also das Ausmass, in dem äussere Umstände wie etwa die Wohnentfernung solidarisches Handeln begünstigen oder hemmen (Bengtson und Roberts 1991: 857f).

Die sechs Dimensionen intergenerationeller Solidarität werden von Bengtson und Schrader (1982: 116) als „distinct but interrelated“ bezeichnet. Die Annahme, dass die affektive, assoziative und konsensuelle Dimension von Generationensolidarität linear zusammenhängen und sich additiv zusammenfügen lassen, hat sich empirisch nicht bestätigt (Roberts und Bengtson 1990, 1991). Nach ver-

¹ Sowohl Bengtson und Kollegen als auch Lüscher und Kollegen bezeichnen ihre Ansätze als Theorie. Andere Autoren sind jedoch der Meinung, dass beide Ansätze die Bedingungen einer sozialwissenschaftlichen Theorie nicht erfüllen (siehe dazu Steinbach und Kopp 2008; Opp 2005).

schiedentlich empirischen Prüfungen entwickelten Bengtson und Roberts (1991) ein theoretisches Modell, dass zwar alle sechs Dimensionen intergenerationeller Solidarität als ein Gesamtkonstrukt identifiziert, jedoch komplexe Interdependenzen zwischen den einzelnen Dimensionen annimmt. Im Hinblick auf die für diese Arbeit massgebliche Dimension der funktionalen Generationensolidarität postuliert das Modell folgende Zusammenhänge: Sowohl die Häufigkeit als auch die Art praktischer Unterstützung hängt von Opportunitäten wie etwa der Wohnentfernung und der Geschwisterkonstellation ab (Bengtson und Roberts 1991: 861). Zudem wird das Geben und Nehmen zeitlicher Unterstützung durch Verpflichtungsgefühle (normative Solidarität) sowie emotionale Nähe (affektive Solidarität) begünstigt. Kein Einfluss konnte der konsensuellen Solidaritätsdimension nachgewiesen werden: Ähnliche Werte und Einstellungen führen nicht zu vermehrtem Helfen zwischen den Generationen (Bengtson und Roberts 1991: 859f). Szydlík (2000: 36f) weist deshalb zu Recht darauf hin, dass Opportunitätsstrukturen, Verpflichtungsgefühle und geteilte Wertvorstellungen eher ein Solidaritätspotential als eine Solidaritätsdimension darstellen. So können etwa Eltern und Kinder mit ähnlichen Wertvorstellungen auch *keine* Kontakte pflegen und sich *nicht* gegenseitig unterstützen; dies gilt auch für nahe beieinander lebende Kinder und Eltern. Die geographische Nähe erhöht zwar die Möglichkeiten für Treffen, Besuche und praktische Unterstützungsleistungen, die Nähe allein bewirkt aber noch keine solidarische Beziehung (Szydlík 2000: 37).

Um ein besseres Verständnis der Interdependenzen zwischen den unterschiedlichen Solidaritätsdimensionen bemüht, entwickelten Bengtson und Kollegen (Bengtson 2001; Silverstein und Bengtson 1997) mit Hilfe latenter Klassenanalysen auch eine Beziehungstypologie. Diese trägt dem Umstand Rechnung, dass Eltern-Kind-Beziehungen zugleich in einer Dimension solidarisch sein können, in einer anderen aber nicht. Gefunden wurden fünf empirisch relevante Beziehungstypen: Eng-verbundene („tight-knit“), kontaktfreudige („sociable“), vertraute, aber distanzierte („intimate but distant“), verpflichtende („obligatory“) und unverbundene („detached“) Beziehungen. Nur zwei dieser Beziehungstypen zeichnen sich durch ein Geben und Nehmen zeitlicher Unterstützung aus: Die eng-verbundenen Beziehungen sowie die verpflichtenden (Silverstein und Bengtson 1997: 443). Erwachsene Kinder, die ihren Eltern eng verbunden sind, sind diesen emotional nahe, haben ähnliche Werte und Einstellungen, wohnen in deren Nähe und pflegen regelmässige Kontakte. Unterstützungsleistungen sind somit nicht nur Ausdruck von Opportunitätsstrukturen, sondern auch von Liebe und Verbundenheit (Silverstein und Bengtson 1997: 442). Anders bei den verpflichtenden Beziehungen, in denen Gehorsam und Pflichtgefühle sowie geographische Nähe zum Austausch von Zeit und Geld führen. Die Beziehungen zeichnen sich aber kaum durch positive Gefühle oder gemeinsame Ansichten aus (Silverstein und Bengtson 1997: 442).

Tatsächlich sind Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern häufig nicht nur durch gegenseitiges Verständnis, Unterstützung, Liebe und Verbundenheit charakterisiert, sondern auch durch Auseinandersetzungen, Konflikte und negative Gefühle wie etwa Enttäuschung oder Wut (z.B. Cavan 1956; Szydlík 2008). Hauptkritikpunkt an der Theorie intergenerationeller Solidarität ist deshalb die Verwendung des Solidaritätsbegriffes zur Beschreibung intergenerationeller Beziehungen. Solidarität als normativer Begriff des Zusammenhalts sei nicht geeignet, um intergenerationelle Beziehungen in ihrer ganzen Bandbreite zu erfassen (Marshall et al. 1993). Problematische Beziehungsmuster werden lediglich durch das Fehlen von Solidarität beschrieben, etwa beim Beziehungstyp ‚unverbunden‘. So misst auch die affektive Solidaritätsdimension nur das Ausmass positiver Gefühle gegenüber den Eltern oder erwachsenen Kindern und lässt keinen Raum für negative Gefühle (Marshall et al. 1993: 48f).

Die Theorie intergenerationeller Ambivalenz

Am stärksten kritisiert wurde die Theorie intergenerationeller Solidarität von Lüscher und Kollegen, die im Versuch, die Defizite des Ansatzes zu überwinden, die Theorie intergenerationeller Ambivalenz entwickelten (Lüscher und Pajung-Bilger 1998; Lüscher und Pillemer 1998; Lüscher 2005). In dieser wird davon ausgegangen, dass intergenerationelle Beziehungen sowohl von Solidarität als auch von Konflikt geprägt sind, dass also eine Gleichzeitigkeit positiver und negativer Aspekte die Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern kennzeichnet. Diese Gleichzeitigkeit nennen Lüscher und Kollegen Ambivalenz (Lüscher und Pillemer 1998: 416): „We use the term intergenerational ambivalence to designate contradictions in relationships between parents and adult offspring that cannot be reconciled“. Die Widersprüche können auf gesellschaftlicher oder individueller Ebene auftreten. *Subjektive* oder psychologische Ambivalenz bezeichnet die Widersprüchlichkeit von Gefühlen und Motiven, etwa die Gleichzeitigkeit von Liebes- und Hassgefühlen gegenüber einem Elternteil.

Soziologische oder *sozialstrukturelle* Ambivalenz meint hingegen widersprüchliche Erwartungen an Personen in bestimmten *sozialen Positionen* oder *Rollen*. Der Begriff geht auf Merton (1963) zurück, der soziale Ambivalenz als Folge widersprüchlicher Normen in der sozialen Definition einer Rolle oder einem Rollen-Set konzipiert (Merton und Barber 1963). Merton und Barber (1963: 17) sprechen in diesem Zusammenhang von an soziale Rollen geknüpften Normen („norms“) und Gegennormen („counter-norms“). Diese erfordern widersprüchliche Handlungen oder Einstellungen und führen deshalb zu subjektiv erlebten Ambivalenzgefühlen. So ist beispielsweise denkbar, dass an die Rolle erwachsener Töchter einerseits die Erwartungen von Fürsorglichkeit, andererseits aber auch von Selbstbestimmtheit geknüpft

sind, was zu subjektiv erlebter Ambivalenz führt. Gerade Frauen sind im Kontext der Familie immer wieder mit widersprüchlichen Anforderungen konfrontiert, und finden sich häufig in unterschiedlichen konfligierenden Rollen wieder, beispielsweise in der Erwerbs- und Familienrolle oder in der Rolle der Tochter und der Mutter (Ferree 1990; Geissler und Oechsle 1994; Lüscher und Pillemer 1998). Diskutiert wurde in der Forschung etwa die Situation von Frauen in der sogenannten ‚Sandwich‘-Generation, von denen sowohl die Betreuung und Erziehung ihrer Kinder als auch die Fürsorge gegenüber ihren alternden Eltern erwartet wird, was zu Rollenkonflikten führt (z.B. Grundy und Henretta 2006; Rosenthal et al. 1996). Familienarbeit wird von vielen Frauen auch emotional als widersprüchlich empfunden. So kann Fürsorgearbeit mit persönlicher Erfüllung und der Erfahrung von Selbstwirksamkeit, gleichzeitig aber auch mit psychischen Belastungen, Einsamkeit und sozialer Isolierung einhergehen (z.B. Geister 2005; Gröning 2004; Walker et al. 1995). Unterstützungsleistungen in der Familie können somit gleichzeitig positiv und negativ erlebt werden.

In der Generationenforschung konnte sich die Theorie intergenerationeller Ambivalenz nicht gegen die Theorie intergenerationeller Solidarität durchsetzen. Angesichts zahlreicher empirischer Befunde erkannten Bengtson und Kollegen die Relevanz von Konflikten und negativen Gefühlen und integrierten diese in ihre Theorie. Im neu entwickelten ‚Solidarity-Conflict-Model‘ werden Konflikte und Ambivalenzen als komplementär zu familialer Solidarität verstanden (Bengtson et al. 2002). Eine zusätzliche Konfliktdimension erlaubt sowohl die Konzeption von konflikthaften als auch von ambivalenten Beziehungen; diese ergeben sich aus der Gleichzeitigkeit von Konflikten und affektiver Solidarität (Giarrusso et al. 2005).

Die in der vorliegenden Arbeit untersuchten zeitlichen Unterstützungsleistungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern sind unbestritten Solidarleistungen und daher als funktionale Generationensolidarität nach Bengtson und Kollegen einzustufen. Tatsächlich zeigen aber zahlreiche Studien, dass funktionale Generationensolidarität nicht nur mit positiven Gefühlen gegenüber dem Empfänger oder der Empfängerin der Hilfeleistungen einhergeht. Insbesondere in der Situation einer Pflegebedürftigkeit der Eltern geht Unterstützung häufig auch mit Überforderung, Enttäuschung oder Ärger einher. Auch dürften Kinder bei der Entscheidung, einen pflegebedürftigen Elternteil zu unterstützen, ebenso wie Eltern, bei der Entscheidung, Enkelbetreuung für ihre Kinder zu leisten, nicht selten in Rollenkonflikte gelangen. Diesem Umstand trägt der Ansatz intergenerationeller Ambivalenz Rechnung. Unterstützungsleistungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern können somit als Solidarleistungen beschrieben werden, die jedoch auch konfliktbehaftet oder mit ambivalenten Gefühlen verbunden sein können.

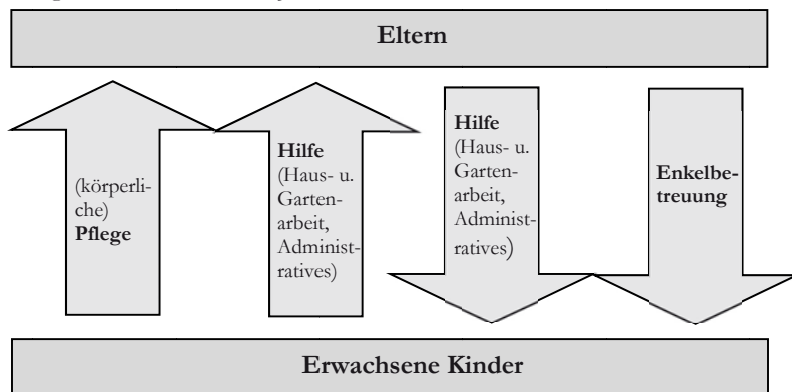
2.2 Zeitliche Unterstützung: Hilfe, Pflege, Enkelbetreuung

Zeitliche Unterstützung zwischen erwachsenen Kinder und ihre Eltern kann in Form von praktischer Hilfe im Haushalt und bei Administrativem, körperlicher Pflege oder Enkelbetreuung erfolgen. Was aber kann darunter verstanden werden? Praktische Hilfe wird in der Literatur in der Regel als Hilfe bei den instrumentellen Aktivitäten des täglichen Lebens (*instrumental activities of daily living*, IADL) definiert. Diese umfassen die Zubereitung von Mahlzeiten, Einkäufe, Transporte, Geldgeschäfte, die Einnahme von Medikamenten, administrative Tätigkeiten sowie Haus- und Gartenarbeit (Katz 1983). Diese Definition wird in der vorliegenden Studie übernommen.

Komplexer ist die Definition von Pflege. Katz (1983) definiert Pflege als Hilfe bei den täglichen Aktivitäten des täglichen Lebens, also bei Toilettengang, Waschen, Essen, Anziehen, Gehen und Aufstehen. In der Literatur wird jedoch nicht selten auch IADL-Hilfe als Pflege verstanden (siehe z.B. Callegaro und Pasini 2006; Kalmijn und Saraceno 2008; Martin-Matthews und Campbell 1995; Sarkisian und Gerstel 2004; Spitze und Logan 1990). Walker (1995: 403) schlägt vor, IADL-Hilfe nur dann als Pflege zu bezeichnen, wenn der Empfänger diese Aktivitäten aufgrund seines Gesundheitszustandes nicht mehr selber erbringen kann. Somit würde etwa die Zubereitung von Mahlzeiten für die pflegebedürftige Mutter unter ‚Pflege‘ fallen, die Reparatur eines Haushaltsgerätes für ein gesundes Familienmitglied würde jedoch als ‚Hilfe‘ klassifiziert: „The criterion for caregiving should be dependence on another person for any activity essential for daily living, including both IADLs and ADLs. Using this criterion, picking up something for one's elderly parents at the grocery store would be conceptualized as an aspect of intergenerational aid exchange (and not caregiving) unless the parents are unable to shop on their own. This criterion is based on the functional status of the care receiver rather than the activities of the caregiver“ (Walker et al. 1995: 403). Diese Definition hat den Vorteil, dass sie auch traditionellerweise männlich konnotierte Arbeiten wie Einkäufe, Gartenarbeit und Reparaturen umfasst und somit die Hilfeleistungen, die Söhne an pflegebedürftige Eltern leisten, nicht unterschätzt (Miller und Cafasso 1992). Im Folgenden sollen deshalb beide Definitionen von Pflege gebraucht werden, wobei ADL-Pflege als ‚körperliche Pflege‘ bezeichnet wird, IADL-Hilfe an pflegebedürftige Eltern als ‚Pflege‘. Die dritte Form zeitlicher Unterstützung in Generationenbeziehungen, Enkelbetreuung, kann als Betreuung von Enkelkindern in Abwesenheit der Eltern definiert werden (Hank und Buber 2009; Igel 2011).

Praktische Hilfe, Enkelbetreuung und körperliche Pflege zusammen werden im Folgenden als ‚zeitliche Unterstützung‘ oder nur ‚Unterstützung‘² bezeichnet.

² Andere Unterstützungsarten wie Ratschläge oder finanzielle Transfers werden im Folgenden nicht unter den Begriff ‚Unterstützung‘ subsummiert, sondern je spezifisch bezeichnet.

Abbildung 2.1 Zeit als Dimension funktionaler Generationensolidarität

Quelle: Eigene Darstellung auf der Grundlage von Bengtson und Roberts (1991).

2.3 Geschlecht und Geschlechterungleichheit

Im Zentrum dieser Arbeit stehen Geschlechterunterschiede. Was aber meint der Begriff ‚Geschlecht‘? Die Variable Geschlecht wird in allen sozialwissenschaftlichen Studien erhoben und in familiensoziologischen Untersuchungen praktisch immer als erklärende Variable in die Auswertungen aufgenommen – gleichgültig, welche Verhaltensweisen oder Ereignisse erklärt werden sollen. Dabei wird – implizit oder explizit – davon ausgegangen, dass das Geschlecht Handlungen und Entscheidungen von Individuen strukturiert, dass sich Männer und Frauen also in verschiedensten Situationen unterschiedlich verhalten. Ein grosser Teil der familiensoziologischen Forschung appelliert dabei an ein alltägliches, diffus biologisches oder psychologisches Verständnis von Geschlecht und erläutert die Variable kaum (Orloff und Ann Shola 2009: 319f, Wills und Risman 2006: 698).

Geschlecht als soziologischer Begriff meint aber weit mehr als nur den Besitz bestimmter biologischer Merkmale. Unbestritten ist die Tatsache, dass Geschlecht zu grossen Teilen sozial konstruiert und nicht (nur) biologisch determiniert ist (z.B. Ferree 2010; Gildemeister 2008; Ridgeway 2009; Risman 2004; West und Zimmerman 1987, eine Ausnahme ist Udry 2000). Auf der Unterscheidung zwischen biologischem und sozialen Geschlecht beruhen auch die im Englischen gebrauchten Begriffe ‚sex‘ und ‚gender‘. Das biologische Geschlecht ‚sex‘, bezieht sich auf körperliche Eigenschaften der Geschlechter wie Anatomie, Hormone und Physiologie. Das soziale Geschlecht ‚gender‘ hingegen bezeichnet sozial konstruierte Geschlechtszuschreibungen und bezieht sich somit auf die soziale Bedeutung von Ge-

schlecht. Die Grundlage des sozialen Geschlechts bzw. ‚gender‘ bilden vermeintlich biologische Geschlechterunterschiede in der Physiologie, der Hormonausstattung oder dem Gehirn. Weitverbreitet ist beispielsweise die Ansicht, dass Frauen mit beiden Hirnhälften gleichzeitig arbeiten, Männer jedoch nur mit einer Hirnhälfte. Frauen seien deshalb nicht nur emotionaler, sondern auch kommunikativer und sprachlich begabter, während Männer besser rational denken könnten (Schmitz 2006: 109). Diese alltäglichen Stereotype zeigen sich auch im wissenschaftlichen Diskurs, etwa bei Rossi (1993: 194), die in einem Aufsatz zu Geschlechterungleichheiten in intergenerationellen Beziehungen schreibt: „Human behaviour is as much determined by our sexual physiology (..) as by any rational calculation“ und weiter „Women have a physiological edge in attachment to children“ (Rossi 1993: 196). Das biologische Geschlecht dient somit nicht nur häufig als Grundlage für soziale Geschlechterkonstruktionen, sondern auch zur Begründung der nicht durch sozialwissenschaftliche Faktoren erklärbaren Geschlechterunterschiede. In der Regel wird das biologische Geschlecht in der soziologischen Literatur aber nicht definiert, sodass der Rückgriff auf die Biologie diffus bleibt. Im Folgenden soll deshalb im Sinne grösstmöglicher Klarheit zunächst das biologische Geschlecht erläutert werden, bevor ausführlich auf soziale Geschlechterkonzeptionen eingegangen wird.

Biologisches Geschlecht

In der Biologie werden primäre und sekundäre Geschlechterunterschiede differenziert. Primäre Geschlechterunterschiede sind Unterschiede in den Chromosomen, sekundäre Geschlechterunterschiede sind Unterschiede, die aus unterschiedlichen hormonellen Ausstattungen von Frauen und Männern resultieren. Genetisch sind Männer und Frauen klar zu unterscheiden: Genetisch weibliche Individuen verfügen über zwei X-Chromosomen, genetisch männliche über ein X- und ein Y-Chromosom³. Die Chromosomenausstattung bewirkt die Entwicklung weiblicher bzw. männlicher Geschlechtsorgane, welche den Hormonspiegel von Frauen und

³ Die Chromosomenausstattung wird beim Augenblick der Empfängnis festgelegt: Im Moment der Befruchtung wird die ‚diploide Zygote‘ gebildet. Diese erste Zelle besitzt entweder XX oder XY-Geschlechtschromosomen (Kuhnle und Krahle 2003: 586). Das auf dem Y-Chromosom zu findende Gen SRY (Sex-determining Region on the Y-Chromosom) bewirkt in der 5-8 Woche im Mutterleib die Entstehung der männlichen Hoden, welche Hormone ausschütten (Androgene), die zur Entwicklung der weiteren männlichen Geschlechtsorgane führen. Gleichzeitig wird das Anti-Müller-Hormon (AMH) ausgeschüttet, das die Entwicklung weiblicher Geschlechtsorgane hemmt. Da genetisch weibliche Individuen kein Y-Chromosom und folglich kein SRY-Gen aufweisen, werden keine Hoden gebildet und keine Androgene ausgeschüttet. Das Fehlen der Ausschüttung dieser Hormone führt zur Ausbildung weiblicher Geschlechtsorgane, etwa der Eierstöcke, die in verschiedenen Lebensphasen Östrogene (Östradiol, Progesteron und andere) abgeben (Kuhnle und Krahle 2003: 587). Die Entstehung der Geschlechtsorgane erfolgt im Mutterleib und ist permanent (Arnold 2007: 25).

Männern beeinflussen: Weibliche Geschlechtsorgane produzieren mehr Östrogene, männliche hingegen mehr Androgene (Kuhnle und Krahle 2003: 586ff).

Beiden Hormongruppen wird ein Einfluss auf das Gehirn und letztlich auf das Verhalten nachgesagt. Versuche mit Tieren etwa legen nahe, dass Affen, die während sensibler Phasen der Hirnentwicklung Androgene erhalten haben, dauerhaft männliche Verhaltensweisen zeigen: Männliches Sexualverhalten wird nachgeahmt, die Aggressivität ist höher und die Tiere zeigen ein wildes Spielverhalten (Kuhnle und Krahle 2003: 591). Bei Menschen konnte die Wirkung von Androgenen in einer natürlichen Versuchsanlage gezeigt werden: Frauen mit dem ‚adrenogenitalen Syndrom‘⁴ weisen im Mutterleib sowie in der Neugeborenenphase eine erhöhten Androgen-Konzentration auf. Diese Frauen bevorzugten in der Kindheit ‚Jungenspiele‘ und präferierten Jungen als Spielpartner. Als Erwachsene leben sie mit kleinerer Wahrscheinlichkeit in einer Partnerschaft und haben signifikant weniger Kinder. Die Forscher interpretieren aus diesen Resultaten, dass ein hohes Androgenniveau mütterliche bzw. fürsorgliche Verhaltensweisen hemmt (Jääskeläinen et al. 2001; Kuhnle et al. 1995: 591). Weiter deuten Versuche mit Mäusen darauf hin, dass Östrogene sowie andere weibliche Hormone (Gestagene, Oxytozin, Prolaktin) das Brut- und Mutterverhalten steuern. Werden sie gehemmt, verzögert sich die Entwicklung mütterlichen Verhaltens (Seeman 1997).

Ob neben den Hormonen auch die primären Geschlechterunterschiede der Chromosomenausstattung direkte Auswirkungen auf das Gehirn haben, ist noch immer Gegenstand wissenschaftlicher Debatten. Eine Reihe von Studien legt eine geschlechtsspezifische Nutzung von Gehirnarealen nahe, so etwa bei der Sprachverarbeitung oder der räumlichen Orientierung (DeLacoste-Utamsing und Holloway 1982; Kuhnle und Krahle 2003; Rossell et al. 2002; Shaywitz et al. 1995). Bis heute ist aber unklar, ob und wie sich die genetischen Geschlechterunterschiede auf das menschliche Verhalten auswirken (Kuhnle und Krahle 2003: 592). Erste Studien mit Mäusen weisen auf einen Einfluss von Genen auf geschlechtsspezifisches Verhalten hin. So zeigt etwa eine Studie mit genetisch weiblichen Männchen, sogenannten SRY-positiven XX-Mäusen, dass nur etwa die Hälfte dieser Mäuse ihre Neugeborenen auffrisst, während normale Männchen (XY-Mäuse) alle ihre Jungen auffressen. Das Ergebnis wurde so interpretiert, dass auf dem X-Chromosom Gene vorhanden sind, die mütterliches Verhalten begünstigen (Arnold 2009: 37; Reisert et al. 2002: 109).

Diese auf den ersten Blick eindeutigen Geschlechterunterschiede werden sowohl in der Biologie als auch in der Soziologie kritisch diskutiert (z.B. Hinkle 2009; Voss 2010). In beiden Fachrichtungen wird argumentiert, dass das Konzept einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit einen sozial konstruierten Charakter aufweist

⁴ ‚Adrenogenitales Syndrom‘ ist ein Sammelbegriff für verschiedene Stoffwechselkrankheiten, bei denen die Biosynthese der Steroidhormone gestört ist. Als Folge davon werden in der Nebennierenrinde übermäßig viele Androgene gebildet (Jääskeläinen et al. (2001).

Generation, Geschlecht und Wohlfahrtsstaat
Intergenerationelle Unterstützung in Europa
Schmid, T.

2014, XIII, 222 S. 31 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-04345-2